

Zeitschrift: Bündner Schulblatt = Bollettino scolastico grigione = Fegl scolastic grischun

Herausgeber: Lehrpersonen Graubünden

Band: 44 (1984-1985)

Heft: 3

Artikel: Freiherr Donat von Vaz

Autor: St.N.

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-356751>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Freiherr Donat von Vaz

Im Lehrmittelverlag des Kantons Graubünden erschien im Herbst 1984 ein weiteres Kapitel in der Reihe der Bündner Geschichte. Erstmals wird die Geschichte der Freiherren von Vaz für den Unterricht in der fünften Klasse stofflich und methodisch aufbereitet. Anhand der Informationen, der Lese- und Arbeitstexte und der Darstellungen lässt sich dieses Thema sehr lebendig und schülernah behandeln.

Vor etlichen Jahren (1937) hat der Bündner Lehrerverein ein Leseheft über den letzten Vazer, den Freiherrn Donat von Vaz, herausgegeben. Silvia Conrad hatte die Erzählung von Silvia Andrea für die Schule bearbeitet. Das schmucke Heftlein war mit Zeichnungen von T. Nigg ausgestattet.

Das Leseheft ist längst vergriffen. Die Redaktionskommission des Bündner Schulblattes hat sich entschlossen, die Erzählung zu bearbeiten und neu herauszugeben im vorliegenden Schulblatt. Einzelne Textstellen wurden herausgestrichen, da sie zu sehr von der heutigen geschichtlichen Interpretation abschweifen. Bei den Anmerkungen, die der Erzählung folgen, sind diese Textstellen im Wortlaut vermerkt.

Die Erzählung eignet sich sehr gut als Begleitstoff zum Themabereich der Vazer. Der Text kann vorgelesen oder erzählt werden; einzelne Ausschnitte können als Lesetexte dienen. Die Anmerkungen helfen Bezüge zum Sachthema zu schaffen und Zusammenhänge zu klären.

Einmal mehr hat Caspar Spinas den Text durch seine dramatischen zeichnerischen Darstellungen bereichert. Die Redaktionskommission dankt ihm an dieser Stelle ganz herzlich für seine stete spontane Bereitschaft, künstlerisch an unserem Schulblatt mitzuwirken.

Wir hoffen, dass das kleine literarische Werk, ausgestattet mit phantasievollen Illustrationen, bei Lehrern und Schülern freundlich aufgenommen wird und viel Freude bereitet. Mit Hilfe des Vazer Kapitels aus dem Geschichtsordner sollte es auch möglich sein, ihm den angemessenen Stellenwert zu geben, ohne geschichtliche Tatsachen zu verfälschen.

ST.N

Donat von Vaz

Eine Heimkehr.

Es war ein heller Frühlingsmorgen zu Beginn des 14. Jahrhunderts. Auf der Landstrasse, die sich aus dem Oberhalbstein langsam gegen Tiefencastel herabsenkt, bewegte sich ein glänzender Reiterzug. Die Matten ringsum prangten in schönstem Grün, die Gerstenäcker waren wie mit einem zarten, hellgrünen Flaum bedeckt. An den Tannenzweigen schimmerten die jungen Zäpfchen wie angesteckte Kerzchen. –

Die edlen Ritter jedoch achteten wenig auf all die Frühlingspracht. Sie kehrten heim von einer Hochzeit. Der Ritter Andreas hatte sich gestern auf seiner Burg Marmels¹ vermählt. Das Fest hatte die ganze Nacht gedauert. Erst in der Morgenfrühe hatten sich die Ritter auf den Heimweg gemacht. Ihr lustiges Lachen ertönte im morgenstille Tal, und weithin hörte man ihre Lanzen und Schilder erklingen, die ihnen die Knappen nachtrugen.

Allen voran ritt der junge Freiherr Donat von Vaz.² Obwohl kaum 20 Jahre alt, war Donat von Vaz der mächtigste Herr Rätiens. Er schien ganz zum Herrscher geboren. Seine mächtige Gestalt überragte seine Genossen um ein beträchtliches. Sein Nacken war breit, als sollte er die Wolken tragen. Unter seiner gewaltigen Stirn blitzten ein Paar stahlgraue Augen hervor. Man erkannte in ihm gleich den Gebieter. Ihm zur Seite hielt sich ein alter Ritter, an dem ausser der roten Nase alles grau war. – «Fürwahr,» wandte er sich an den Freiherrn, «der Ritter von Marmels versteht zu leben. Welch glänzendes Fest war das! Darüber vergisst man ja ganz, dass sein Vater und Grossvater gar keine edlen Ritter waren, sondern noch ziemlich wilde Burgherren. Sein Grossvater wagte es sogar, einen Gesandten des Papstes, den Kardinal Cincius,³ gefangen zu nehmen, als er hier vorbereiste. Er nahm ihm seine Habe weg und forderte dazu noch ein hohes Lösegeld.»

«Ja,» erwiderte Donat, «damals wäre kein Freiherr von Vaz von ihnen zur Hochzeit geladen worden. Mein Grossvater Rudolf⁴ war es ja, der den gefangenen Cincius aus der Hand des Raubritters von Marmels befreite. Er sandte einen Boten zum Burgherrn und befahl ihm, Cincius freizugeben, sonst werde er mit Kriegsknechten kommen und die Burg zerstören. So konnte der Kardinal seinen Weg nach Rom fortsetzen. – Aber die Zeiten ändern sich,» schloss der Freiherr, «Wir Jungen haben diese alte Geschichte vergessen, und die Ritter von Marmels sind jetzt treue Vasallen und Freunde der Freiherren von Vaz.»

¹ Die Burg Marmels befindet sich in einer nischenförmigen Höhlung in der Felswand n. w. von Marmorera. Bis zum Verfall im Besitze der Familie von Marmels.

² Der Stammbaum im Geschichtskapitel über die Vazer (S. 12/13) gibt Auskunft über das Geschlecht der Freiherren.

³ 1193 überfiel Andreas von Marmels den Kardinallegaten Cincius, setzte ihn auf seiner Burg gefangen und gab ihn erst nach Drohungen wieder frei.

⁴ Hier irrt sich Donat wohl, denn sein Grossvater hieß Walter. Der Bruder Walters IV. war ein Rudolf (III.), der aber im Kindesalter starb (siehe Stammbaum im Vazer-Kapitel S. 12/13).

Ritter Graubart hing mit seinen Gedanken noch den Worten nach, die der junge Freiherr soeben gesprochen hatte. Mit Ehrerbietung, wie es ihm geziemte, sprach er: «Das ganze Land weiss, dass die Freiherren von Vaz immer gerechte und gute Herren waren und uns und das Land vor Feinden geschützt haben. Nur schade, dass Eure Familie nicht mehr solch tapfere Männer hat. Ihr und Euer Bruder Johann seid die letzten des alten Stammes. Möge Gott euch Söhne und Töchter schenken, auf dass das edle Geschlecht der von Vaz weiter blühe und gedeihe bis in die fernsten Zeiten.»

Ein Schatten flog über Donats Gesicht. Er kannte diese Sorge seiner Familie wohl; seine Mutter hatte ihm oft davon geredet.⁵

Doch heute war nicht der Tag, trüben Gedanken nachzuhängen. Er versuchte, seine frohe Stimmung wieder zu gewinnen. Auch seine Begleiter waren zum Scherzen aufgelegt, und so erreichten sie unter allerlei Spässen Tiefencastel. Dort wendeten sie ihre Pferde nach Westen, ritten den Weg am rechten Abhang hinauf und gelangten zu des Freiherrn Burg Nivail.

Donat beim Bischof von Chur.

Eines Tages ritten zwei Reiter den Schyn hinaus, wendeten sich nach Norden und folgten der Strasse, die über Scharans, Almens und Paspels nach Ortenstein führt. Es war der Freiherr von Vaz in Begleitung des Ritters von Salis. «Gesegnetes Land,» unterbrach Salis das Schweigen, das Donat an seiner Seite beobachtet hatte, wie ein Mann, der mit seinen Gedanken voll auf zu tun hat. Der Sänger Salis hatte schon lange mit Entzücken seine Blicke über das Tal schweifen lassen, das in üppiger Sommerpracht vor ihnen lag. Der Föhn machte die Luft klar, so dass man in den zerstreuten Dörfern am Heinzenberg fast die Häuser unterscheiden konnte. Hoch ragte unter Präz die stolze vazische Feste Heinzenberg,⁶ ein eindrückliches Zeichen der freiherlichen Macht am Heinzenberg. – Aus dem wohtuenden, satten Grün der Wiesen leuchtete hin und wieder ein wogendes Kornfeld auf. Weit vorn guckten, hinter Obstbäumen fast versteckt, weisse Häuser hervor. Das musste Paspels sein. Ein warmer Wind trug den Reitenden satte Düfte reifenden Obstes und blühender Linden zu, und in den Wiesen rechts und links zirpte und summte es sommerlich.

Sie hatten Scharans durchritten. Ihnen zur Rechten lag der letzte Baumgarten des Dorfes. Ein mächtiger Apfelbaum bog seine fruchtbeladenen Zweige bis über die Strasse. Die reifenden Früchte waren schon von einem zarten, rötlichen Schimmer überhaucht. «Welch herrliche Ernte es dies Jahr geben wird,» suchte Salis wieder ein Gespräch anzuknüpfen. «Und dies herrliche Land sollen die Österreicher in ihre Gewalt bekommen und unser treues Volk knechten?» brach der Freiherr plötzlich leidenschaftlich aus. Des Ritters Salis eben noch unbekümmertes Gesicht nahm einen nachdenklichen Ausdruck an. Das war es also, was den Freiherrn so beschäftigte, die Sorge um sein Land. – Vor ihnen lag Almens. Salis wusste, dass dieses prächtige Dorf

⁵ Der Schatten, der über der Familie der Vazer lag, war die Vorahnung des Aussterbens; Donat hinterliess nur zwei Töchter.

⁶ Die ältesten Teile der Burg sind vermutlich vazisch.

sowie Scharans hinter ihnen und Fürstenau unterhalb bischöflicher Besitz waren. «Ihr traut dem gnädigen Herrn zu Chur wohl nicht», sagte er nach einer Pause. «Man sagt, er halte es mit Österreich.» «Noch hat er ihnen keine Rechte eingeräumt,» sagte finster Donat. «Aber sie haben ungerufen ihren Fuss schon nach Rätien gesetzt. Denkt doch an die Grafschaft Laax, die König Albrecht seinen Söhnen erblich verliehen hat. Und das ist nur der Anfang.» – Wieder düsteres Schweigen. –

«Ihr erwartet auf Ortenstein einen Boten aus den Waldstätten?» begann Salis von neuem. Dem war so. Und das war auch neben der Sorge um sein Land der zweite Grund, weshalb Donat heute so wortkarg war. Innerlich verzehrte ihn die Spannung, Nachrichten aus den drei Ländern am Vierwaldstättersee zu erhalten. Er kannte ihre Geschichte genau, und er interessierte sich um so brennender dafür, als ja sein Land jetzt der gleichen Gefahr entgegenging, die auch die Waldstätte bedroht hatte. Diese Gefahr hieß Österreich, das ländergierige, herrschsüchtige Haus Österreich. Mit Begeisterung hatte es Donat erfüllt, als im Jahre 1291 die freien bedrohten Bauern der drei Länder mutig zusammentraten und auf dem Rütli einen ewigen Bund schworen.⁷ Wohl kein Adeliger Rätiens ausser Donat hatte die tiefe Bedeutung dieses Schrittes in der Entwicklung eines Volkes so klar erfasst. Auch der Bischof nicht.⁸

Voll innerer Ungeduld gab er dem Pferd die Sporen, als sie Paspels hinter sich hatten, und bald ritten sie den Burghügel zu Ortenstein hinauf.

Er vergass für einen Augenblick seine Sorgen, und ein stolzer, befriedigter Ausdruck trat in seine Züge beim Anblick der festen Burg mit dem mächtigen Berchfried. Es war noch gar nicht lange her, dass auf seinen Befehl und aus seinen Mitteln dieses Zeichen vazischer Macht erstanden war. Was tat es, dass es nicht auf seinem Grund und Boden stand! Er hatte den Hof Tomils, zu dem Ortenstein gehörte, vom Bischof zu Lehen. Um so trotziger und selbstsicherer erobt sich seine Burg auf dem schroffen Felsen.

Der alte Kastellan, ein treuer Verwalter Donats, hatte seinen Herrn von weitem erkannt und das Tor schon geöffnet. «Alles in Ordnung, Ortenstein?» begrüsste ihn der Freiherr. «Ja, Herr,» erwiederte dieser den Gruss. «Wir werden dieses Jahr einen reichen Zehnten vom Hofe Tomils einheimsen,» fügte er mit zufriedenem Lächeln hinzu.

Kaum hatten sich die Ritter zur Erholung zu einem Imbiss niedergesetzt, so hörte man den Hufschlag eines Pferdes im Hofe. Donat horchte gespannt auf. Schritte näherten sich dem Gemach: der erwartete Bote aus Uri betrat den Raum. Er schien mit wichtiger Botschaft kaum an sich halten zu können. «Nun,» drängte Donat, «erzähle, erzähle.» – «Hochwichtige Ereignisse» –

⁷ Die Stellen, die auf die Befreiungssagen anspielen, haben wir aus diesem Text herausgestrichen; sie seien hier aber im Wortlaut wiedergegeben: . . . um sich gegen Österreich zu schützen.

⁸ Eine weitere Textstelle, die gestrichen wurde, lautet: *Donat hatte durch seine Boten auch von den Vögten erfahren, die Albrecht in die Waldstätte sandte. Wie wirkte sich nun der Bund der tapferen Bauern aus? Konnten sie etwas ausrichten gegen die Bedrückung? Diese Gedanken kehrten in ihm wieder.*



Donat und Salis reiten gegen Ortenstein

der Bote war vom raschen Ritt ausser Atem –⁹ «Albrecht ist von seinem Nefen Johann von Schwaben ermordet worden.»¹⁰ Donat sprach vor Erregung lange kein Wort. – «Was für Menschen,» brach er endlich in jubelnde Worte aus. «Wahrlich, frohe Kunde hast du mir gebracht. Damit hast du dir die Freiheit verdient.» Der Hörige stand vor Überraschung starr. Plötzlich stürzte er Donat überwältigt zu Füssen, und Freudentränen strömten ihm über die Wangen. «Dank, Herr,» stammelte er. «Schon gut,» wehrte Donat ab. «Lass dir einen Imbiss reichen, und dann reite heim. Wenn ich von meiner Reise zurückkomme, werden wir sehen, welchen Hof du als freier Mann besitzen sollst.» –

⁹ Und die dritte gestrichene Textstelle lautet: «die Vögte haben sie vertrieben. Tell hat Gessler erschossen – die Feste Landenberg ist zerstört, Rossberg geschleift und» – er holte tief Atem –

Wer die Befreiungssage hier einbauen will, ergänze den Text wieder durch diese Stellen. Wir halten uns an die nüchterne Geschichtsbetrachtung, wie sie in Band I der Geschichte der Schweiz und der Schweizer S. 167–173 dargestellt ist.

¹⁰ Bei der Ermordung König Albrechts war der Schwager Donats mitbeteiligt, Walter von Eschenbach.

Donat schritt, immer noch erregt, im Zimmer auf und ab. Salis und der Kastellan verfolgten jede seiner Bewegungen; sie wagten nicht, ihn zu stören. Am Fenster stehen bleibend, schaute der Freiherr hinaus ins Tal mit einem Blick, als läse er in der Zukunft des Landes. «Rätien, Rätien,» rief er mit erhobener Stimme, «die Bauern in den Waldstätten zeigen dir den Weg. Ich sehe dich, verbündet und fest, mutig Österreich trotzen, dein Volk treu unter seinen angestammten Herren, frei von Fremdherrschaft.» Er liess seine im Sprechen erhobene Hand sinken und schien sich wieder auf seine Umgebung zu besinnen. – «Auf nach Chur zum Bischof!» rief er dem Ritter Salis zu.

*

Am nächsten Vormittag sass Donat von Vaz dem Bischof Siegfried¹¹ gegenüber und schilderte mit beredten Worten die eben erfahrenen Ereignisse in den Waldstätten.

Der Bischof kannte sie wohl. Er war aber der Ansicht, die Eidgenossen seien ein aufrührerisches, ungehorsames Volk, das die gute Absicht des Kaisers missverstehe. –

Er war aber ein milder Mann und widersprach Donat nicht. «Und glaubt Ihr, dass die Edlen in Rätien ebenso fest zusammenhalten würden wie die Waldstätter?» fragte er nach einer Pause. «Das glaube ich,» erwiderte Donat zuversichtlich. «Sind wir nicht alle gleich bedroht durch Österreich?» – «Aber wäre der mächtige Schutz Österreichs nicht ein gutes Mittel, um all die kleinen Ritter unseres Landes im Zaume zu halten, die auch immer mehr Land für sich haben wollen?» wandte der Bischof ein. «Dazu sind wir selbst imstande,» entgegnete Donat. «Gibt es nicht bei uns Männer, die Zucht und Ordnung im Lande schaffen können?»

Bischof Siegfried sah nachdenklich vor sich hin. Er wusste wohl, dass gerade Donat der Mann war, der strenge Ordnung im Lande aufrecht erhielt. Aber er wusste auch, dass der Freiherr von Vaz immer mächtiger wurde und bald mehr zu sagen haben würde als er, der Bischof selber. Und das war ihm höchst unbequem.

«König Albrecht ist tot,» begann der Bischof wieder. «Heinrich von Luxemburg wurde gewählt. Kein Österreicher ist also Kaiser geworden. Vorläufig müssen wir uns noch gegen niemand wehren.»

«Wenn auch Albrecht tot ist und seine Söhne nicht Kaiser wurden,» eiferte Donat, «so sind wir deshalb vor ihnen doch nicht sicher. Wenn sie in unser Land kommen und es haben wollen, wird es ihnen niemand verbieten. Darum ist es klug, sich vorzusehen.»

«Ich warne Euch vor einem Bündnis gegen Österreich. Wir hätten sofort zwei Parteien im Lande,» sagte der Bischof ruhig. «Ich wüsste nicht welche,» fuhr Donat dazwischen, «wie ein Mann werden sich die Ritter anschliessen, wenn Ihr zusagt.» Das Wort war gefallen. Der Bischof erhob sich und durch-

¹¹ Siegfried von Gelhausen, geb. 20. Nov. 1298, gest. 19. Juli 1321, Bischof in Chur.



Donat beim Bischof von Chur

mass mit raschen Schritten das Zimmer. Der Freiherr sah im finster nach. Er wusste wohl, dass der Bischof heimlich zu Österreich hielt, weil er den Freiherrn von Vaz fürchtete. Aber würde er es wagen, öffentlich auf Seite des Feindes zu stehen?

«Es gibt keine Parteien, verlassst Euch drauf,» fuhr Donat fort. «Die Ritter wollen, und unsere Leute gehorchen. Ein Unterschied freilich ist dabei: die Waldstätter stritten für ihren freien Grund und Boden, die Unsigen streiten um den Vorteil ihrer Herren.» Verwundert schaute ihn der Bischof an: «So spricht der Freiherr von Vaz?»

Donat war zur kleinen Fensteröffnung geschritten und sah hinaus ins weite Land. «Seht, hochwürdiger Bischof, da liegen Eure Dörfer, Eure Weiler und Gehöfte, und Ihr denkt: Da wohnt ein glückliches Volk. Ihr dürft es denken, denn Ihr seid ein milder und gerechter Herr. Auch mich macht es glücklich zu denken, dass meine Untertanen manches Recht und schönen Wohlstand haben wie wenig andere. Drum ist es stets meine Sorge, dass kein fremder Herr in unser Land komme. Solange ich lebe, soll es nicht geschehen. Aber was kommt nach uns?» – Ausweichend gab der Bischof zur Antwort: «Ihr denkt zu weit». ¹²

Eine grosse Überraschung malte sich in des Bischofs Zügen. Was waren das für neue Gedanken des Freiherrn? Er vergass wohl ganz, dass er selbst auch ein Herr war? Und er wollte die Herren abschaffen, dem Volk zuliebe? Er dachte nur an das Volk.

«Die Waldstätte haben es euch angetan», sagte er endlich.

«Die Waldstätte haben uns gezeigt, dass ein Volk uns, seine Herren, nicht braucht, dass es sich selbst helfen kann. Wäre es nicht schön, wenn dem Bund der Eidgenossen benachbarte Länder und Täler beitreten würden, z. B. die Talschaften des Bischofs von Chur und diejenigen des Freiherrn von Vaz? Der Bund würde immer grösser, die Berge wären seine Burgen, die Ströme seine Wälle. Die Menschen würden zusammenhalten und vereint stark sein gegen den lauernden Feind Österreich.»

Der Freiherr erhob sich in seiner ganzen Höhe; wie ein Riese stand er neben der schmächtigen Gestalt des Bischofs, der erschrocken der ungewohnten Sprache zuhörte.

«Nun, nun,» sprach er endlich etwas verlegen. «Das ist viel schneller gesagt als getan. Für heute will ich mich zurückziehen und in aller Stille über Eure Pläne nachdenken.»

«Mit nichts,» sprach Donat entschieden. «Ich und viele rätische Edle haben den Plan, ein Bündnis gegen Österreich zu schliessen. Ich schlage Euch vor, beizutreten. Hier bin ich und warte auf Antwort.» – «Aber vieldler Herr,» bat Bischof Siegfried, «so gewährt mir doch Bedenkzeit.» «Aufschieben

¹² Folgende Textstelle wurde gestrichen: «Wie kann man ein Volk vor ungerechten Herren schützen? Die Waldstätte lehren es uns: nur wenn es überhaupt keine Herren mehr gibt, ist das Volk sicher und frei.» – Die Waldstätte hat sich ja auch im Bundesbrief nie von seinen rechtmässigen Herren losgesagt. Auch in den Waldstätten gab es Unfreie.

heisst sich weigern, ich weiss das gewiss,» erwiderte Donat kurz, «entscheidet Euch.»

Der Bischof hielt im Gehen inne. «Ihr seid stürmisch wie immer, Freiherr von Vaz,» sagte er nach einer Pause. «Wenn Ihr durchaus eine Antwort wollt, so sage ich nein.»

Donat sprang auf: «Wie, Ihr weist mich ab?» Er hielt sein flammendes Auge auf die kleine Greisengestalt gerichtet, die gebückt und vor Altersschwäche zitternd vor ihm stand. Der Bischof hielt den Blick ruhig aus: «Ich kann nicht anders, ich tue nach meiner Überzeugung, und niemand wird mich davon abbringen.» — «Ist das Euer letztes Wort?» — «Mein letztes.» — «So lebt wohl, und es möge Euch nie gereuen.» — Donat eilte stürmisch dem Ausgang des Gemaches zu.

«Freiherr von Vaz,» rief ihm der Bischof nach. «Ich bin ein alter Mann, ich habe nichts mehr zu fürchten. Aber bedenkt, wie viel Unglück über unser Volk kommen muss, wenn zwischen uns zwei Streit ist.»

Donat stutzte.

«Freiherr von Vaz,» rief der Bischof dringend, bittend. «Ich bin ein alter Mann. Wir sehen uns niemals wieder. Im Frieden habe ich mit den Freiherren von Vaz gelebt, im Frieden möchte ich sterben.» — Donat sah zurück. Der Bischof stand in der Mitte des Zimmers, bleich und verfallen, ein Greis, der sein Leben vollbracht hat und nur noch Frieden verlangt. Langsam kehrte Donat zurück und reichte ihm die Hand.

Hochzeit auf Burg Nivail.

Einige Jahre waren verstrichen. Burg Nivail prangte heute im Festschmuck. Freiherr von Vaz feierte seine Hochzeit mit Guota von Oxenstein. Die Vornehmsten des oberrätischen Adels waren zu Festschmaus und Festspiel in der Burg Nivail geladen.

Die Trauung war vollzogen. Die Neuvermählten traten aus der Kirche. Zu beiden Seiten des Weges waren die Ritter ehrerbietig zurückgewichen und hatten dem Freiherrn und seiner jungen Gemahlin Platz gemacht. — Fürwahr, ein stattliches Paar, das da durch die Reihen schritt. Wohl um eines halben Hauptes Länge überragte der Freiherr die Umherstehenden. Die Ritter und das Volk sahen sich fast blind an all dem Glanz, der sich ihnen darbot. Der Freiherr war mit aller Pracht seiner Zeit gekleidet. Er trug engan-schliessende Hosen aus feinem flandrischem Tuch, die seine kräftigen, muskulösen Beine vorteilhaft sehen liessen. Seine Füsse waren mit Schnabelschuhen bekleidet. Ein samtener Wams umspannte straff den Oberkörper, und ein goldgetriebener, gegliederter Gürtel hing lose als Zierde um die Hüften. Von seinen Schultern fiel in schweren Falten ein Mantel von dunkelblauem Samt, mit köstlichem Pelzwerk gefüttert.

Guota, seine Gemahlin, war nur um ein paar Finger breit kleiner als er. Ihr um die Taille enganliegendes Unterkleid war von schwerem Brokat. Sie hätte fast ausgesehen wie eine wandelnde Blechbüchse, wenn sie nicht darüber noch ein rotsamtenes, mantelartiges Obergewand getragen hätte, das in reichen Falten lag. Dieses war ärmellos, hing lose um die Schultern und war vorn mit einer Spange zusammengehalten. Es trat vorn weit zurück, da-

mit man das goldene Unterkleid sehen konne, und endigte in einer ellenlangen Schleppe, die von einem Edelknaben getragen wurde. Hinter dem Brautpaar schritt die Frau Mutter an der Seite ihres zweiten Sohnes Johann¹³. Sie trug ein brokatenes Kleid nach altem rätschem Schnitt. Von ihrer hohen Witwenhaube flatterte ein feiner Spitzenflor bis zu den Füssen hernieder. Sie sah alt und müde aus und wünschte ihr Brokatkleid wieder in die Truhe zurück, denn es lastete schwer auf ihren Schultern.

Das Brautpaar erstieg die Treppe zum Haupteingang des Palas, das ganze glänzende Gefolge ihm nach. – Sie gelangten zunächst in ein düsteres Gemach; denn die schmalen Scharten liessen nur wenig Licht herein. Im Zwielicht blitzte hin und wieder ein Schild oder Helm auf an der Wand. Da merkte Guota, dass sie die Rüstkammer durchschritten, in der Waffen und Rüstungen der Burgherren aufbewahrt wurden. – Fast tastend musste Donat seine Gemahlin den Weg zur Treppe geleiten, die in den zweiten Stock führte. Dort nämlich lag der Rittersaal.

Guota war überrascht, plötzlich in einem weiten, hellen Gemach zu stehen. Die Fensteröffnungen des Saales waren nämlich bedeutend grösser als im ersten Stock und die Wände weiss getüncht, was dem Raum auch ein helleres Aussehen gab. Auch die Ritter staunten. Wohl keiner unter ihnen konnte den Rittersaal in seiner Burg so prächtig herrichten wie der reiche Freiherr von Vaz. Wohl zierten auch sie die Wände mit Fellen erbeuteter Jagdtiere, aber so kostbare gewobene Wandteppiche besass keiner. Besonders schön war auch die Malerei an der Wand, der sie beim Eintritt gegenüberstanden. Sie stellte eine Jagd dar: Ein Hirsch floh mit zurückgeworfenem Kopf, ein Hund verfolgte ihn in gestrecktem Lauf, und der Ritter auf dem Pferd hob eben die Lanze hoch, um sie nach dem Wild zu werfen.

Der Freiherr lud seine Gäste freundlich zum Sitzen ein. Sie nahmen Platz hinter den langen Tischen auf den steinernen Bänken, die den Wänden nach ließen und mit weichen Kissen bedeckt waren. In der Mitte sass das Brautpaar, neben der Braut die alte Freiherrin, auf der andern Seite, neben Donat, der Kanzler des Bischofs von Chur. Den Rittern waren die Plätze genau angewiesen worden: zuerst kamen die vornehmsten an die Reihe, dann die weniger vornehmen bis hinunter zu den geringsten. Die Ritter von Marmels, von Juvalta, von Planta und der Graf von Werdenberg-Sargans waren anwesend, dazu der Abt des Klosters Disentis und der Abt von Pfäfers. Auch die Edelfrauen des Landes waren zahlreich vertreten, was dem Fest erst die besondere Schönheit gab. –

Nun wurde das Essen durch die Edelknaben aufgetragen. Bärenschinken und Murmeltierfleisch machten die Runde. Da erhob sich der Graf von Werdenberg-Sargans und überreichte den Brautleuten eine feine Schachtel. Guota öffnete sie und stiess einen Schrei der Überraschung aus: auf Samt weich gebettet lagen zwei Gabeln mit scharfen Zinken und silbernem Griff. Bei Königen und Grafen war es Sitte geworden, zum Verspeisen des Fleisches Gabeln zu gebrauchen. Und auch auf den Burgen vornehmer Ritter

¹³ Johann oder Johannes von Vaz, der Bruder Donats, starb früh (siehe Lebensbild über Freiherr Donat von Vaz im Geschichtskapitel der Freiherren von Vaz S. 15).

hatte man diese Sitte nachgemacht. Guota fasste eine Gabel, spiesste ein Stückchen Murmeltierfleisch an und führte es in weitem Bogen zum Mund. Alle Anwesenden schauten ihr bewundernd zu. Die meisten hatten das noch nie gesehen. Donat wollte es ihr nachmachen. Es gelang ihm aber nicht, und er sagte lachend, er werde es mit der Zeit lernen, vorerst sollten sie ihm noch erlauben, seine fünfzinkige Gabel zu gebrauchen, die er mit auf die Welt gebracht habe. Er fürchte, er könne mit der gefährlichen neuen Waffe seinem liebwerten Ehegemahl ein Auge ausstechen.

Da taten sich die Türen wieder auf, und herein traten die Edelknaben. Sie ächzten und stöhnten unter der Last von grossen Tragbahnen, auf denen ganze gebratene Tiere lagen. Man hatte die Stücke vorher einzeln gebraten und nachher wieder kunstvoll zum Ganzen zusammengefügt. Nachdem die Tragbahnen z. T. geleert waren, entstand eine Pause. Die Humpen wurden gefüllt, und die heitere Unterhaltung begann. Bald dieser, bald jener der Gäste erhob sich und brachte das Wohl des Brautpaars aus. Das war ein Anstossen und Vivatrufen, dass man sein eigenes Wort nicht mehr verstand. – Unterdessen begann der zweite Gang. Es wurden aufgetragen tausend Forellen vom Davosersee¹⁴, Geflügel ohne Zahl und was Acker- und Feldwirtschaft des Landes boten. Guota war satt. Sie schob den Zinteller zurück und betrachtete aufmerksam das Wappen, das rot und blau ins Tischtuch eingestickt war. «Das Tischtuch ist von einer jungen Hörigen besonders zu unserer Hochzeit gestickt worden,» erklärte ihr Donat.

Der Abt von Disentis hatte unterdessen ein Pergament aus seiner Tasche gezogen. Die Freiherrin hatte ihn gebeten, das Fest durch ein Lied zu verschönern. Er begann: «Christen sind ein göttlich Volk . . .» Die Gesellschaft wurde auf einmal sehr still und horchte andächtig und gerührt dem herrlichen frommen Liede. Mit lautem Beifall dankten die Gäste dem Abte. Donat bat den Ritter von Salis auch um ein Lied. Dieser lebte schon einige Zeit als Sänger und Dichter auf der Burg Donats. Er liess sich von einem Edelknaben seine Harfe reichen und begann, ohne sich lange zu besinnen, ein frohes Frühlingslied: «Der Winter ist vergangen, ich seh des Maien Schein. Die schönsten Blümlein prangen, des ist mein Herz erfreut usw.»

«Schön,» lobte der Abt. Begeistert spendete ihm alles Beifall. «Wo habt Ihr das Lied gelernt?» fragte der geistliche Herr. «Mein Oheim,» erklärte Herr von Salis, «schenkte mir einst ein altes Buch. Darin las ich dies Lied des Meisters Walter.» – «Ihr könnt also selbst lesen und schreiben?» verwunderte sich der Abt. Ein Ritter, der lesen und schreiben konnte, war eine Seltenheit. Das konnten sonst nur die Mönche in den Klöstern.

Die Edelknaben hatten, voll Entzücken an der Türe stehend, dem Liede gelauscht. Jetzt eilten sie hinaus, um den dritten Gang der Speisen hereinzu-tragen. Da wurden zuerst scharfgewürzte Tunken herumgereicht, damit der Appetit wieder etwas angeregt werde. Darauf folgte ein Heer von Schmalz- und Honiggebäck: Pfefferkuchen, Honigfladen und vieles andere. Als letztes

¹⁴ Hier wird auf die Zinsabgaben der Walser von Davos angespielt. Im Lehensbrief (siehe Walser-Kapitel) muss der Inhaber des Davosersees jährlich 1000 Fische als Zins entrichten.



Ritter Salis singt auf Burg Nivail

stellten die Knaben grosse Näpfe Würzwein auf. Die Frauen nippten davon, dann entfernten sie sich. Die Ritter allein blieben noch bis in die tiefe Nacht hinein bei Wein und Scherzen im Rittersaal.

Die Frauen begaben sich nach der Kemenate, der Frauenwohnung. Guota sah sich hier verwundert um. Das war freilich ein anderes Ding als bei ihr zu Hause! Die Wände waren mit Holz bekleidet, ja bis zur Körperhöhe sogar mit Tüchern behangen. Da blies einem nicht der kalte Wind durch alle Ritzen in der groben Mauerwand, wie das in vielen Burgen war, so dass man im Winter oft, um sich ein bisschen zu erwärmen, das Pferd besteigen und einen raschen Ritt tun musste.

Herumliegende Truhen boten bequeme Sitze, und Guota erriet, dass darin manche Kostbarkeit verschlossen war.

Neben der Wohnstube lagen die Schlafgemächer und zuhinterst die Arbeitsstube mit den Webstühlen, den Spindeln, den Vorräten an Hanf und Wolle. Da pflegte die Herrin mit ihren Mägden zu arbeiten.

Die Edelfrauen besahen sich die Zimmer. Guota blieb allein mit der Freiherrin in der Wohnstube zurück. Neugierig näherte sie sich einer Fensteröffnung, um hinauszuschauen. Die schmalen Scharten lagen aber in tiefen Nischen so hoch, dass man sie nicht stehend erreichen konnte. Guota musste ein paar Tritte hinaufsteigen und konnte sich dann auf das steinerne Fensterbänkchen setzen und hinausschauen. Hier gewann sie einen Überblick über alles, was zur Burg gehörte. Du mein Gott, das sah aus wie ein kleines Dorf. In weitem Ring umschloss eine hohe Mauer Hof und Burg. Durch ein Tor, das rechts von einem Turm bewacht war, betrat man von aussen den Hof. Rechts vom Hof lag die Kirche, links der mächtige Berchfried, an den der Palas angebaut war. Im rechten Winkel dazu standen die Ställe und Wohnungen der Dienstleute sowie Scheunen für die Vorräte. – Mitten auf dem grünen Platz im Schlosshof stand ein schöner, grosser Ahorn.

Guota blickte nach dem düstern Berchfried, der in seinem Keller das Burgverlies barg. «Da haben viele Platz,» sagte sie, hinunterzeigend, zur Freiherrin. «Es waren heute wohl an die hundert Gäste,» antwortete diese. «Ich meine drunten im Verlies;¹⁵ sind jetzt viele drunten?» – «Nein, gottlob, drei oder vier. Ach Gott, an die denkt man so wenig wie möglich.»

«Diebe, Räuber, Mörder?» fragte Guota. «Nein, gottlob, keiner, der geviertelt, verbrannt oder gesotten werden müsste. Ich kann Euch sagen, liebwerzte Tochter, wenn solche drunten sind, kann ich gar nicht schlafen. Mein Gemahl verheimlichte es mir auch immer. Aber seit er tot ist, habe ich mich leider auch mit solchen Geschichten befassen müssen. Meine Söhne verboten harte Strafen, wie Augenausstechen und Zungenabschneiden, und wollten auch sonst allerlei anders machen, als ihr Vater es getan hatte. – Ja, ja, man denkt gar nicht, was eine freiherrliche Witwe für Sorgen hat. Da haben es die der Hörigen besser: sie bekommen ihr Essen und Trinken, für ihre Kinder wird gesorgt, und weiter brauchen sie nicht zu denken.»

Bald legten sich die Frauen zur Ruhe.

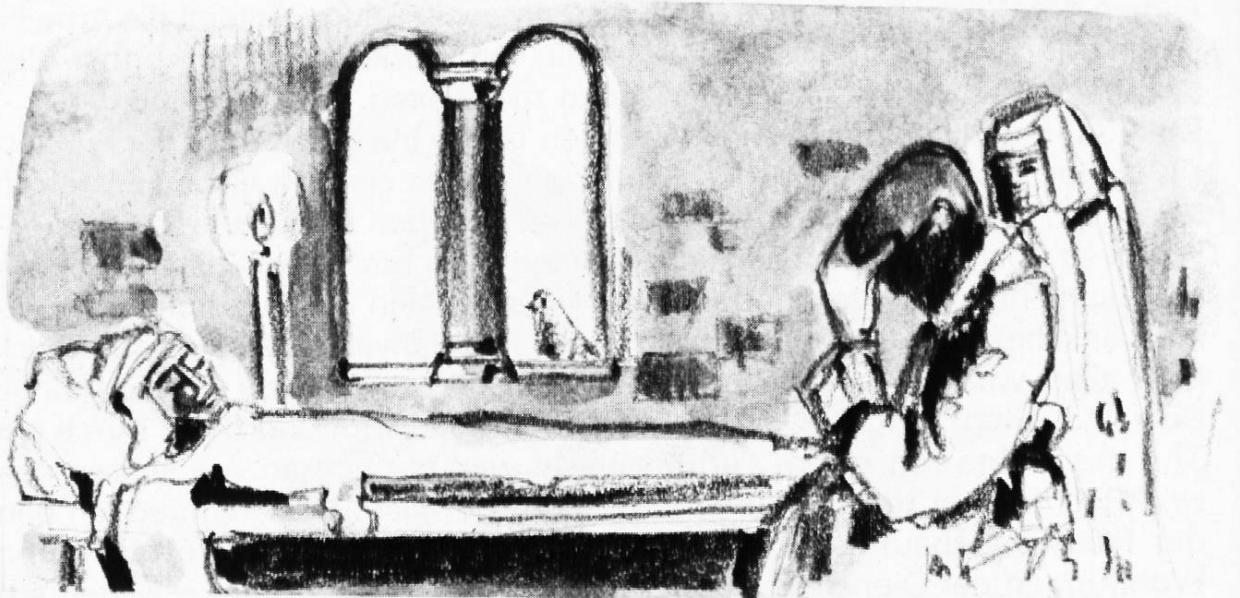
Noch zwei Tage dauerte die Hochzeit. Im Hofe wurden Kampfspiele abgehalten, denen die Frauen bewundernd von den Fenstern aus zusahen. Am dritten Tag erhielten die Geladenen kostbare Festgeschenke: dieser einen Schild, jener eine Kette oder gar ein Gewand. Hoch befriedigt kehrten die Gäste nach Hause zurück, und noch lange sprach man im ganzen Lande von der Hochzeit in Obervaz.

Der Tod der Freiherrin.¹⁶

Nicht lange nach der Hochzeit hielt der Tod Einkehr auf Burg Nivail. Die alte Freiherrin lag im Sterben. Da liess sie ihren Sohn ans Lager kommen. «Mein

¹⁵ Das Verlies ist in keiner Bündner Burg bis heute nachgewiesen; es gehört wohl zur ausschmückenden Burgenromantik.

¹⁶ Die Freiherrin von Vaz, die Gemahlin Walters V. und die Mutter Donats hiess Liukarda von Kirchberg.



Am Sterbebett der Mutter

teurer Sohn Donat,» sprach sie mit schwacher Stimme, «komm, bleibe in dieser letzten Stunde bei mir. Ich habe dir noch manches zu sagen. Höre meinen Rat. Tritt in die Fussstapfen deiner Väter, sei deinen Untertanen ein milder und gerechter Herr. Erlass ihnen in Fehljahren den Zehnten, sammle in guten Zeiten Vorräte, um in schlechten mit ihnen zu teilen. – Und wenn du das Sieden, Brennen und Augenausstechen abschaffen willst, in Gottes Namen denn, ich bin damit wohl einverstanden, aber dass du den Leibeigenen gleich die Freiheit schenkst, wenn dich eine edle Tat bewegt, das ist just nicht nötig. Was sollte aus uns werden, wenn sie nicht wären?»

Mit diesen Worten sank sie auf ihr Lager zurück und starb. Donat warf sich vor ihrem Bett nieder, rang die Hände und weinte wie ein Kind. Freiherrin Guota fasste ihn bei der Hand und führte ihn sanft in ihre Kemenate.

Donats Sorge.

Donat von Vaz war um mehrere Jahre älter geworden. Der jugendliche Frohsinn war aus seinem Gesicht gewichen. Sorgen hatten Falten in seine Stirn gegraben.

Ein düsterer Herbsttag war's. Der Wind pfiff um die Mauern der Burg Nivail. Donat sass stumm und finster im düsteren Gemach, das an den Rittersaal anstieß. Eben hatte ihm die alte Dienerin die Kunde gebracht, ihm sei eine Tochter geboren worden. «eine Tochter!¹⁷ Und warum nicht ein Sohn?» hatte er ausgerufen in bitterer Enttäuschung und in einer wilden Zornaufwallung sogar die Peitsche gegen die Frau erhoben.

¹⁷ Es handelt sich um die ältere Tochter Donats, Kunigunde von Vaz, die später mit Friedrich V. von Toggenburg vermählt wurde. Die jüngere Tochter Donats hiess Ursula, Gattin des Rudolf IV. von Werdenberg-Sargans.

Da war sie wieder, diese Sorge um seine Familie! Wurde ihm kein Sohn geschenkt, so war er der letzte Mann des Hauses von Vaz, und mit ihm starb das Geschlecht aus.¹⁸ Was sollte dann aber aus seinem Land, seinen Leuten werden, denen die Freiherren von Vaz stets gute Landesväter gewesen waren? Unter was für einen Herrn würden sie nach ihm kommen, wie würden sie behandelt werden?

Eine Stunde später ritten zwei Reiter den schmalen Weg von der Burg ins Tal hinunter, setzten über die Brücke, und fort ging's mit dröhnenden Hufen ins Albulatal. Es war der Freiherr in Begleitung Ulrichs.

Ulrich stand ungefähr im gleichen Alter mit seinem Herrn. Er gehörte zu den Hörigen, die zum Burgdienst bestimmt waren. Donat bevorzugte ihn vor allen andern. Oft nahm er ihn statt seines Knappen auf einen einsamen Ritt mit. Ulrich war ein schöner Jüngling von hoher, geschmeidiger Gestalt, so stark wie ein Bär und so flink wie eine Gemse. —

Jetzt ritt er hinter dem Freiherrn her. Aus seinen Augen blitzte es wie der Wetterstrahl, wenn er die Gestalt seines Herrn von hinten betrachtete. Er war der Sohn der alten Dienerin, gegen die Donat die Peitsche erhoben hatte. Dagegen bäumte sich sein Stolz auf.

«Wohin reiten wir, Herr?» fragte er endlich. «Hinauf in die Wildnis,» gab Donat zurück, «ich muss sehen, ob dort der Sturm in meinem Herzen zur Ruhe kommt.» Sie gelangten an eine Stelle, von der aus man tief unter sich die Albula schäumen sah und ihr Tosen hörte. «Die Albula ruft,» sagte Donat, «die beruhigt mich.» «Dann kommt nur recht oft hierher,» erwiderte Ulrich rasch. Er dachte an die erhobene Peitsche.

— «Was soll das?» fragte Donat scharf. Ulrichs Gesicht wurde bleich und finster. Er hatte ja als Höriger kein Recht, seinen Herrn anzuklagen. Da — durch eine unvorsichtige Bewegung wurde Ulrichs Pferd scheu und stürzte an den Randstein. Ulrich wäre in den Abgrund gestürzt, wenn nicht Donats riesenstarker Arm ihn erfasst und zurückgezogen hätte. Das Pferd zerschellte in der Tiefe.

Donat wandte sein Pferd und ritt talabwärts. Ulrich blieb finster und trotzig zurück. Mit glühenden Blicken verfolgte er seinen Herrn. In seinem Hirn jagten sich die Gedanken. — Was war geschehen? Sollte er ihn lieben, sollte er ihn hassen, den Mann, der sein Lebensglück in Händen hielt? Der gegen seine Mutter die Peitsche erhoben und nun ihn vor dem tödlichen Sturze bewahrt hatte? Sollte er ihn lieben, sollte er ihn hassen, den Mann, dem das Volk wie Sklaven zu eigen gehörte und der es in Zeiten der Not wie ein Vater beschützte? Warum ist er der Herr? Warum hat er ein Recht auf meine Person? Warum bin ich nicht mein eigener Herr? — Er fand keine Antwort. Donat war im Burghof angelangt. Er sprang vom Pferd und warf dem herbeigeeilten Knappen die Zügel zu.

¹⁸ Folgende Textstelle ist gestrichen: *denn sein Bruder Johann war unvermählt und schon lange kränklich.*

Langsam stieg er die Stufen zum Rittersaal hinan. Er erkannte bei seinem Eintritt in den düstern Raum nur ungenau den alten Ritter Graubart mit seinem Knappen, den Sänger, Ritter von Salis, und noch einige seiner Getreuen. Sie schienen schweigsam auf ihren Herrn gewartet zu haben. Ein Leuchter war nicht angezündet worden. Graubarts Knappe kniete vor dem Kaminfeuer und schürte es mit einem Feuerhaken. Die aufflackernde Flamme warf für einen Augenblick einen hellen Schein auf die junge Knabengestalt und zeichnete seinen Schatten geisterhaft gross an die Wand. – Er warf einen dicken Holzklotz in die Glut – das Feuer begann zu knistern und zu prasseln. Die Ritter rückten näher an den Kamin. Der Wind draussen heulte stärker, und hin und wieder drang scharfe Zugluft in den Saal. Ein Knappe hatte wohl die Fensteröffnungen mit den hölzernen Laden verwahrt und diese mit den Vorlegebalken gut festgemacht. Aber die Ritzen waren immer noch gross genug für einen Wind wie diesen. Donat liess sich neben Salis nieder nach einem kurzen Gruss. Alle wussten, was ihn bedrückte, keiner wollte mit einem Wort daran röhren. – Ein heftiger Windstoss trieb plötzlich den Rauch durch den Kamin zurück und den Rittern unbarmherzig in die Nase und Augen. Man musste sich an solche Unbequemlichkeiten wieder gewöhnen, der Winter war noch lang.

«Kürzt uns die Zeit mit einer Geschichte aus fernen Tagen,» forderte Donat den alten Graubart auf. Die Genossen atmeten erleichtert auf. Eine Erzählung Graubarts verscheuchte wenigstens für eine Stunde die lastenden Gedanken.

Der Alte stützte die Arme auf die Knie und blickte nachdenklich in die Glut. Die beiden Edelknaben kauerten sich zur Seite des Kamins eng zusammen, umspannten mit den Armen die hochgezogenen Knie und hingen gespannt an den Lippen des Erzählers. Dieser begann langsam und gedämpft: «Es ist über vierzig Jahre her, und doch erinnere ich mich dessen noch so genau, als ob es gestern gewesen wäre. – Ich war wenig älter, als ihr es jetzt seid» – er wandte sich an die Knaben – «und diente als Knappe hier auf Burg Nivail unserm edlen Freiherrn Walter selig.

Eines Abends – wir sassen im Rittersaal beisammen – stürzte ein Bote atemlos in den Burghof mit der Kunde, der junge Konradin sei mit Gefolge und Kriegern auf der Reise durch unser Land nach Italien in den Krieg. Morgen vormittag werde er sicher die Strasse von der Lenzerheide herabkommen und bei Tiefencastel durchziehen. So etwas erlebt unsereiner vielleicht nur einmal, einen Königssohn mit eigenen Augen zu sehen! Und dazu noch einen jungen Sprossen aus dem stolzen Kaisergeschlecht der Hohenstaufen, der Enkel Friedrichs II. und Urenkel des grossen Barbarossa. Wir bebten vor Ungeduld, und schon am frühen Morgen ritten wir hinunter nach Tiefencastel. Aus dem ganzen Umkreis war das Volk herbeigeströmt, um die durchziehenden Ritter und den jugendlichen Konradin zu sehen. Da! Hufschlag vieler Pferde ertönte – sie waren es. Voran in jugendlichem Drängen Konradin selbst. Er war erst sechzehn Jahre alt, und doch ritt er sicher und gewandt sein stolzes weisses Pferd. Seine blonden Locken traten unter dem schweren Helm hervor und wehten im Wind. Seine Augen blitzten in hellem Jugendmut. Mit edler Gebärde hob er die Hand den Umstehenden zum

Gruss. Sein faltiger weisser Mantel fiel auf die Schulter zurück, so dass man an seiner Seite sein königliches Schwert blitzen sah und sein mit goldenen Borden verziertes Kleid zum Vorschein kam. Ihm zur Seite ritt ein vornehmer Ritter, wahrscheinlich ein Herzog, denn er trug das Reichsbanner. Dann folgte in unendlichem Zug das ganze Heer; wir standen und standen und staunten und wurden des Sehens nicht müde, obwohl es lange dauerte, bis die etwa tausend Reiter vorüber waren. Jeder hatte zwei Pferde. Auf dem einen ritt er. Rechts führte er ein zweites, das leer war. Das war erst für die Schlacht bestimmt. Nach dem Zug der Ritter folgte eine ebensolange Reihe. Es waren schwerbeladene Saumtiere, von den Knappen der Ritter geführt. Was die alles nachzuschleppen hätten, fragten wir neugierig. Einer unserer Ritter erklärte, da seien die schweren Kriegsrüstungen der Ritter aufgeladen. Es wäre zu beschwerlich, auf der langen Reise den Panzer, Arm- und Beinschienen zu tragen oder auch nur das eiserne Kettenhemd. Das war nämlich ein Rock aus Leder oder Tuch, auf den Metallschuppen oder Ringe aufgenäht waren. Das zogen sie dann alles erst an, wenn sie in die Schlacht ritten. Auch ihre Schilder und Lanzen hatten sie den Knappen in Gewahrsam gegeben. Fast zuletzt im Zuge bemerkten wir noch eine Anzahl Männer, die sicher keine Ritter oder Soldaten sein konnten. Es seien Handwerker, erklärte man uns, Schmiede, Sattler, Schneider, die im Heere natürlich Arbeit genug fanden.

So zog alles an uns vorüber. Mit glühenden Wangen verfolgten wir den Zug. O, wie beneideten wir die jungen schwäbischen Knappen, im Gefolge eines Königs reisen zu dürfen, so edlen Herren dienen zu dürfen. Eines Herzogs oder gar eines Königs Pferd zu pflegen, eines Grafen Mantel zu bürsten schien uns eine unermessliche Ehre zu sein.»

Graubart schwieg, das Kinn in die Hand gestützt, ganz in Erinnerungen versunken. Die Augen der beiden Knappen leuchteten vor Begierde, noch mehr zu hören. «Und dann?» wagte einer halblaut.

«Und dann?» nahm Graubart seine Erzählung wieder auf. «An diesem Tag reisten sie noch bis Bivio. Der Marschall ritt weit voraus, um für Quartier und Nahrung für Menschen und Tiere zu sorgen. Alles Futter für die Pferde, Essen und Trinken für so viel Menschen hätte man nicht mitführen können. Die Bauern der Dörfer am Weg mussten Brot und Fleisch und was sonst noch etwa vorrätig war, liefern. Konradin hatte befohlen, keine Gewalttaten anzuwenden und den Bauern nicht mehr abzufordern, als sie gut geben konnten. Es war früher nämlich vorgekommen, dass Häuser ganz geplündert worden waren von den Soldaten. – Am Abend schlugen die Knechte Zelte auf. Ritter und Knappen mussten halt im Freien übernachten. Die Ritter schlüpften in ihre Mantelsäcke und ruhten auf ihren Decken von des Tages Anstrengung aus. Früh schwangen sie sich wieder aufs Pferd. Konradin war voller Geduld, das schöne Land Italien zu erreichen.» –

Wieder schwieg der Erzähler.

Sinnend lehnte Donat an der Wand.

«Armer Konradin,» sagte Graubart wie zu sich selber. «Sein Zug hat nicht so glanzvoll geendet, wie er begonnen. Der Feinde waren zu viele in Italien.

Sein junges Leben musste er lassen im Kampf um sein Reich. In Neapel wurde er enthauptet. – Du letzter, mutiger, junger Staufenknabe.»¹⁹ Bei den letzten, nur halblaut gesprochenen Worten hatte sich Donat vorgebeugt, das Gesicht in die Hände gestützt. Scheu blickte Salis nach ihm hin. Graubart starre in die Glut: dort der letzte Hohenstaufe, hier der letzte Vazer, war aller Gedanke. – Fröstelnd hob Salis die Schultern. Sie merkten alle plötzlich, wie aus einem lebhaften Traum erwacht, dass sie noch im düstern, kalten, rauchigen Rittersaal sassen. Das Feuer war fast ausgegangen. Langsam erhob sich Donat. «Lasst uns zur Ruhe gehen,» sprach er. «gute Nacht!» Die andern erwideren den Gruss und folgten.

Donats Ritt nach Davos.

An einem schönen Sommermorgen standen im Hof der Burg Nivail vier gesattelte Pferde bereit. Der Freiherr hatte einen Ritt nach der Landschaft Davos vor. Eben trat er in Helm und Brustpanzer, mit Lanze und Schwert bewaffnet auf den Hof. Ritter Graubart und Herr von Salis sowie Herr von Raron, ein Vetter des Freiherrn, der zu Besuch weilte, folgten. Donat wandte sich nach dem Fenster seiner Gemahlin um und winkte ihr mit der Hand den Abschiedsgruss zu. «Mein Gemahl,» rief ihm die Freiherrin nach, «nehmt Euch in Davos vor den Wölfen in acht. Vor kurzem ist wieder ein Jäger zerrissen worden. Freilich hatte er alle Vorsichtsmassregeln vergessen. Ihr werdet nicht so dumm sein, darum bleibe ich beruhigt zurück.»

Die Ritter schwangen sich auf die Pferde und verliessen die Burg.

«Ihr reitet oft nach Davos, Vetter?» begann Herr von Raron das Gespräch. «O ja,» erwiederte Donat lebhaft. Er war nämlich in Gedanken sehr mit Davos und seinen Bewohnern beschäftigt. «Es liegt mir sehr daran, dass die Davoser Walserkolonie gedeihe. Sie ist das Werk meines seligen Vaters, das fortzuführen mir Pflicht und Freude ist.»

«Ihr erinnert Euch noch der damaligen Ereignisse?» forschte der Gast.

«Ich muss damals etwa zehn Jahre alt gewesen sein,» erwiederte Donat, «übrigens wohnten wir damals nicht auf Nivail. Mein Vater zog Alt-Sins im Domleschg vor, und auch meine Mutter blieb mit uns Kindern nach seinem Tode noch lange dort.

Jener Abend nun hat sich mir unauslöschlich ins Gedächtnis eingeprägt. Ich durfte damals schon den Abend mit den Rittern im Saal am Kaminfeuer verbringen. Euer Ohm war auch dabei,» wandte sich Donat an Ritter von Salis. «Mein Vater war in grosser Unruhe. Mit seinen mächtigen Schritten durchmass er das Gemach, und von Zeit zu Zeit stieg er zu einem Fenster hinauf und schaute in den Burghof. Er erwartete mit Spannung seine heute früh auf Jagd und Abenteuer ausgezogenen Jäger. – Da riss ein junger Knecht die Türe auf. 'Sie sind von der Jagd zurück, die Walser,' meldete er. 'Ah,' kam es aufatmend von des Freiherrn Lippen, 'sie sollen sogleich hieher kommen.'

¹⁹ Konrad IV., der letzte Vertreter aus dem Geschlecht der Hohenstaufen (1250–1254) war der letzte Herrscher vor der kaiserlosen Zeit, dem sog. Interregnum.

Die verwegenen Walliser Jäger traten ein. 'Nun,' forderte sie der Freiherr ungestüm zum Reden auf. – Manches erzählte zwar schon ihr Aussehen: der eine hatte die Hand blutig geschunden, dem andern klaffte ein Riss im Wams, zerzaustes Haar hatten alle. 'Da hinten – qua davos – waren wir. Dem Lauf des Baches nach, hoch oben am wilden Abhang schlügen wir uns durch die Wildnis. Aber hinten öffnete sich ein weites, liebliches Talbecken. Menschliche Wohnungen trafen wir fast keine. Die Leute reden romanisch und scheinen nur im Sommer das Hochtal zu bewohnen. Wiesen sind noch wenige da, dafür noch viel Wald.'²⁰

Der Freiherr war aufgestanden und hatte seinen Gang durch den Saal wieder aufgenommen. Man sah, ein neuer Gedanke beschäftigte ihn lebhaft. 'Und meint ihr, es wäre möglich, den Wald zu reutzen, Wiesen und Äcker zu gewinnen' forschte er, vor seinen Getreuen stehen bleibend. Sie schauten einander an, sie schienen des Freiherrn geheime Absicht zu erraten. 'O ja, Herr. harte Arbeit wird's sein, aber der Boden wird dem Bauer die Mühe lohnen.' – Des Freiherrn Augen blitzten auf. 'Hört, ihr Männer, wollt ihr diese Bauern sein, dies halbwilde Tal den Menschen zu eignen machen?' Nach einem Blick des Einverständnisses trat der älteste unter den Walsern, Wilhelm, vor. 'Ja, Herr, wir wollen es tun. Das Tal gleicht unserer Heimat, wir sind ein rauhes Leben gewohnt.'

'Brave Männer,' sprach der Freiherr. 'Ihr sollt nicht meinen, dass ich euch auf diese Art zu meinen Hörigen machen will, wie es die Bauern hier in Obervaz sind. Ihr sollt dies Gut, das ich euch hiermit als Erblehen gebe, ewig besitzen. – Ich verspreche euch Schutz und Schirm. Dafür leistet ihr mir eine kleine Abgabe und Kriegsdienst.'²¹

Ein dankbares und mutiges Leuchten ging über die Gesichter der Walliser. 'Tausend Dank, o Herr,' sprach Wilhelm für alle. 'Und Ihr,' Wilhelm, nahm der Freiherr das Wort wieder auf, von einem neuen Gedanken erfasst, 'Ihr sollt der Ammann der Landschaft Davos sein, für Recht und Ordnung in eurer Kolonie sorgen. Und wenn Ihr einen Rat und Hilfe braucht, wendet Euch an mich.' – 'Dank, Herr, Dank,' tönte es jubelnd durcheinander. 'Ihr habt uns eine neue Heimat gegeben.' 'Und Ihr, Ritter Salis,' wandte sich der Freiherr an diesen, 'Ihr als des Schreibens Kundiger setzt den Leuten morgen einen Brief auf, auf dass für alle Zeit ihnen niemand ihr Recht streitig mache. – Und nun ruht euch aus, wackere Männer.' Die hochgewachsenen, blonden Männer entfernten sich. Die einst aus dem Wallis Ausgewanderten hatten eine neue Heimat gefunden.

Und was mein Vater ihnen zugesagt hat, will ich ihnen halten,» schloss Donat.

Unter solchen Gesprächen waren sie nach Wiesen und von dort nach der Steig gelangt. Von hier aus wären sie gerne gerade hinein nach Nordosten durch die Züge geritten. Da waren aber stellenweise dichter Urwald, steile

²⁰ Siehe Siedlungsgeschichte im Walser-Kapitel: «Walser Ansiedlung und Wirtschaft am Beispiel Davos» von Martin Bundi.

²¹ Lehensbrief der Landschaft Davos vom 1. September 1289 (Walser-Kapitel).



Donat besucht die Landschaft Davos (Walser)

Geröllhalden, Tobel, von einem Weg keine Spur, so dass sie nicht durchkommen konnten. Sie mussten die Züge umgehen. Sie ritten links über den Steigrücken hinauf bis in den Steigberg und dann am Abhang rechts hinein und hinunter nach Glaris. Damit waren sie in einem erweiterten Talbecken. Das war Davos. Die Landschaft bot einen herzerfreuenden Anblick. Der Urwald war bis zum Fuss der Berge zurückgedrängt. Einige Arvenwäldchen waren um der lieblich schmeckenden Zirbelnüsse willen stehen geblieben und wechselten mit wohl gepflegten Wiesen und blumenreichen Weiden ab. Anmutige Holzhütten lagen auf den grünen Matten hingestreut, und an einer Stelle drängten sich mehrere derselben um ein Gotteshaus zu einem angehenden Dorf zusammen. Die Bewohner waren kräftige Menschen mit blauen Augen und blondem Haar.

Am «Platz» stand die erste Hütte jener eingewanderten Walserkolonie, in welcher jetzt die zahlreichen Enkel ihres Anführers lebten, des Ammanns

Wilhelm. – Hier stiegen die Ritter ab. Die Nachricht von der Ankunft des Freiherrn von Vaz verbreitete sich rasch im Tal und jung und alt strömte herbei, um ihn in seiner Herrlichkeit zu sehen.

Donat verstand es, das Herz des gemeinen Mannes zu gewinnen. Er besprach mit dem Ammann des Landes Wohl und Wehe. Auch jeden einzelnen Bauern, der ein Anliegen hatte, liess er vortreten und hörte ihm mit Teilnahme zu. Für alle hatte er ein leutseliges Wort, einen guten Rat und eine offene Hand.

Als er das Tal verliess, blieb ein dankbares Volk zurück, auf das er in Zeiten der Kriegsbedrängnis sicher rechnen durfte.

Die Landschaft lag schon in grauer Dämmerung, als Donat mit seinen Begleitern den Ausgang des Tales erreichte. Hoch oben am Bergabhang besass er ein Haus, das durch Riegel und feste Mauern vor Räubern und Wölfen geschützt war. «Ich rate Euch nicht, den Ritt bis Burg Nivail in der Dunkelheit zu machen,» warnte Ritter Graubart. Donat erinnerte sich der Mahnung seiner Frau. «Übernachten wir hier,» entschied er. Vom nahen Wald hörte man den Steinkauz schauerlich schreien. Herr von Raron war dieser Wildnis ungewohnt. Er glaubte schon das Heulen eines Wolfes zu hören, und so stimmte er freudig bei, im festen Haus den hellen Morgen zu erwarten.

Erntefest auf Burg Alt-Sins.

Die freiherrliche Familie hatte seit einigen Wochen ihren Wohnsitz wieder im sonnigen Domleschg, auf der Burg Alt-Sins aufgeschlagen.²² – Ein strahlender Herbsttag lag über dem Tal. Heute war Erntefest. Wie jedes Jahr waren die Hörigen zum Fest in den Burghof geladen. In den Strahlen der sinkenden Sonne zogen sie in munteren Gruppen, festlich geschmückt vom Dorf den Burghügel hinan. Junge Burschen und Mädchen eilten hinauf. Sie mochten den Tanz wohl kaum erwarten. – «Anneli, dich holt heut keiner zum Tanz,» neckte der alte Hannes ein vorbeieilendes Mädchen in schmucker Festtracht, mit langen Zöpfen und roten Backen. «Dann tanz ich alleine,» gab sie mit ein paar übermütigen Augen zurück.

«Der Freiherr wird wohl heut seinen guten Tag haben,» meinte nun Hannes zu dem gemächlich neben ihm herschreitenden Christen. «Kann er auch,» gab dieser zurück. «Unsere Zinsen sind dies Jahr reichlich ausgefallen. Die Wagen Korn und Obst, die letzte Woche da hinauf gefahren sind!» «Wir konnten's auch gut leisten dieses Jahr,» erwiderte aufmunternd Hannes. «Mich reut nur der Prachtsochse, den ich da hinauftrieben musste im Juli, als unser Eni starb.» «Wohl, das glaub ich schon,» meinte Hannes. «So ein Todfall hat schon manchem seinen Stolz aus dem Stall geholt. Aber es geht uns doch noch gnädig in Rätien. Es soll ja draussen vorkommen, dass bei ei-

²² Die Ruine Alt-Sins bei Paspels ist auf Exkursionen sehr einfach zu erreichen und zu besteigen. Sie öffnet einen einzigartigen Blick domleschgaufwärts.

nem Todesfall der Herr das gesamte Vermögen seines Hörigen nehmen darf.»²³ «Ich will mich ja auch nicht weiter beklagen,» stimmte nun Christen immer noch etwas brummig bei. «Aber wenn man gerade sonst nicht Glück hat im Stall, wie ich dieses Jahr, und dann erst noch zwei Lämmer auf Martini steuern muss.» «Es wird wohl auch für dich wieder bessere Jahre geben,» tröstete Hannes. «Meine Frau meinte auch letztes Jahr, als sie die schöne Fastnachtshenne geben musste, es sei schade um die beste Leghenne, und wir hätten für dieses Jahr die Eier gesehen. Aber dafür haben sich dann die andern Hühner brav gemacht und gut gelegt. So geht's immer etwa wieder.» «Wollen's hoffen,» meinte Christen nun auch etwas ermuntert.²⁴

Sie waren unterdessen am Burgtor angekommen, und Christens trübe Gedanken verflogen vollends beim Anblick des festlichen Treibens, das da schon im Gange war. An langen Tischen, die im Hof aufgestellt waren, hatte das Jungvolk schon Platz genommen. Die Schlossknechte trugen volle Schüsseln und grosse Weinkannen aus der Küche heraus. Hannes und Christen setzten sich zu den Alten, und bald waren auch sie mit allen andern aller Sorgen entledigt und der Festfreude hingegeben. – Der Festschmaus hatte schon geraume Zeit gedauert, als plötzlich der lustige Triller einer Pfeife ertönte. Es war das Zeichen zum Tanz, auf das die jungen Füsse schon lange mit Ungeduld gewartet hatten. Eilig wurden Tische und Bänke auf die Seite geräumt, und bald drehten sich die Paare zu den munteren Klängen der Pfeifen und Hörner.

Auf dem Söller der Burg stand die freiherrliche Familie und schaute dem bunten Treiben im Burghof zu. Der Anblick bereitete ihr sichtlich Vergüngen. «Letztes Jahr waren es viel mehr, Vater,» sagte die kleine Kunigunde, die sich zärtlich an des Freiherrn Knie geschmiegt hatte. Ein Schatten überflog Donats Gesicht. – Ja, so war es. Und so war es im ganzen Land. Die grässliche Pest hatte wohl ein Drittel der Bevölkerung weggerafft. Eine schwere Leidenszeit war es gewesen für sein Volk. Donat hatte sie tapfer ertragen und war mit Rat und Tat seinem Volke als guter Landesvater beigestanden. Wieviel Todesnot und Schrecken waren da gewesen. Fast fürchtete er, sein Land sterbe aus. –

Er beugte sich wieder vor, und seine Sorge wurde verscheucht beim Anblick der frischen jungen Leute, die sich in voller Lebensfreude dem Fest hingaben. – Dann schweifte sein Blick mit freudigem Stolz über die ganze Herrschaft Sins, die sich fruchtbar und üppig von Alt-Sins bis Neu-Sins am Canavasee ausdehnte. Ein prächtiges Stück Land und von den zwei Burgen gut beschützt. «Dich freut die schöne Herrschaft Sins,» sagte Frau Guota, die seinem Blick gefolgt war. Donat nickte: «Wenn man bedenkt, wie das alles geworden ist,» sprach er sinnend. «Die ersten Besitzer des Hofes Sins wohn-

²³ Der sogenannte Fall war die Abgabe, die die Erben eines Verstorbenen dem Herrn zu entrichten hatten. «Wer stirbet dem soll man ze fal geben das best houpt so sy hannd . . .» Das best houpt war das beste Stück Vieh im Stall.

Wey, Alte Texte, Comenius-Verlag Hitzkirch.

²⁴ Die verschiedenen Abgaben, die die Hörigen zu entrichten haben, sind im Vazer-Kapitel erwähnt. Wey gibt viele anschauliche Quellenbeispiele dazu.



Erntefest im Burghof

ten noch wie die andern Bauern im Dorf, in einem festen Haus. Die Burg stand noch nicht. Aber sie verstanden es, ihr Gut zu vergrössern. Sie kauften nach und nach den andern ihre Güter ab, und als sie sich reich und mächtig fühlten, bauten sie diese Burg auf dem Hügel. Seit die Vazer das Gut und die Burg besitzen, haben sie die Herrschaft noch weiter ausgedehnt, über alle Güter, die zum Dorf gehören, und mein Vater hat zu ihrem Schutz an ihrem andern Ende noch den runden Turm erbauen lassen.

«Vater,» unterbrach die Kleine das elterliche Gespräch wieder, «wo ist Ulrich, der früher doch auch am Fest war?» «Schweig, ich will nichts von ihm hören,» fuhr Guota das Kind an. Sie selbst wusste gut genug, warum er nicht da war. Die Erinnerung an jenen Tag im vorletzten Sommer war ihr nicht angenehm. Sie meinte noch jetzt die flüsternden Worte Ulrichs zu hören, die er ihr auf der Heimkehr von einem Ritt zugeraunt hatte: «Der Freiherr liebt Euch gar nicht. Viel lieber hätte er die Gräfin von Tirol geheiratet, die ins Kloster ging.» – «Hinweg von mir, sei verbannt in die wilden Höhen der schäumenden Albula,» hatte sie geschrieen. So war es gekommen, dass Ulrich verschwunden war. Die Freiherrin hatte allerdings nicht gewusst, warum der unglückliche Ulrich jene Worte gesprochen hatte. Nie hatte er den Augenblick vergessen können, da sein Herr die Peitsche gegen seine Mutter erhoben hatte, da er sich als rechtloser Knecht eines Mächtigen gefühlt hatte. Sein verletzter Stolz wollte Rache, und konnte er seinen Herrn nicht treffen, so traf er mit spitzem Wort die Herrin.

Donats Gesicht hatte sich verfinstert. Er hatte Ulrich geliebt. Sein trauriges Schicksal lag ihm schwer auf der Seele. Er empfand es als ein bitteres Unrecht. Einmal war er sogar allein ausgeritten, der Albula nach hinauf in wilde Höhe und hatte gesucht und gesucht nach Ulrich, bis er ihn endlich halb verwildert fand. An einem mächtigen Felsen hatte er sich aus rohen Baumstämmen notdürftig eine Hütte gezimmert, in der er mit seinen Ziegen und seinem Hund zusammen wohnte. Er selbst trug Kleider aus Tierfellen, sein Haar und Bart waren lang, sein Blick finster. Alles Bitten Donats, wieder herunter zu kommen, die Versicherung, die Verbannung sei aufgehoben, nützten nichts. Ulrich schien seinen Groll nicht vergessen zu können und die Menschen zu verachten, so dass er lieber in seiner Wildnis blieb.

«Ihm ist geworden, was er verdiente,» sagte Guota trotzig, die ihres Mannes Meinung wohl kannte. «Die Verbannung ist noch eine milde Strafe. Ich war in meinem Recht. Ich hätte ihm sogar die Zunge abschneiden lassen können für seine frechen Worte.»

«Ja, in deinem Recht,» sagte Donat düster sinnend. «Freilich, niemand wird bestreiten, dass der Herr das Recht hat, seinen Hörigen so zu strafen, wenn ihm nicht sein eigenes Herz ein besseres Recht befiehlt.» –

Drunten im Burghof schien das Fest seinem Ende zuzugehen. Die Pfeifen schwiegen, und einzelne Gruppen schritten schon im Dämmer den Burghügel hinab. Guota zog fröstelnd die Schultern hoch. Der Freiherr nahm sein Töchterchen bei der Hand. «Für dich ist's Zeit zum Schlafen,» sagte er liebevoll.

Am Kaisertag zu Frankfurt.

In der grossen Stadt Frankfurt gab Kaiser Heinrich VII. von Luxemburg ein herrliches Fest.²⁵ Es war der Kaisertag zur Erinnerung an die Krönung. – Aus allen Teilen des Reiches waren Grafen, Herzöge, Freiherren und Ritter herbeigeströmt, dem Kaiser zu Ehren. – Auch Donat von Vaz hatte mit seiner Gemahlin die lange, beschwerliche Reise gemacht.

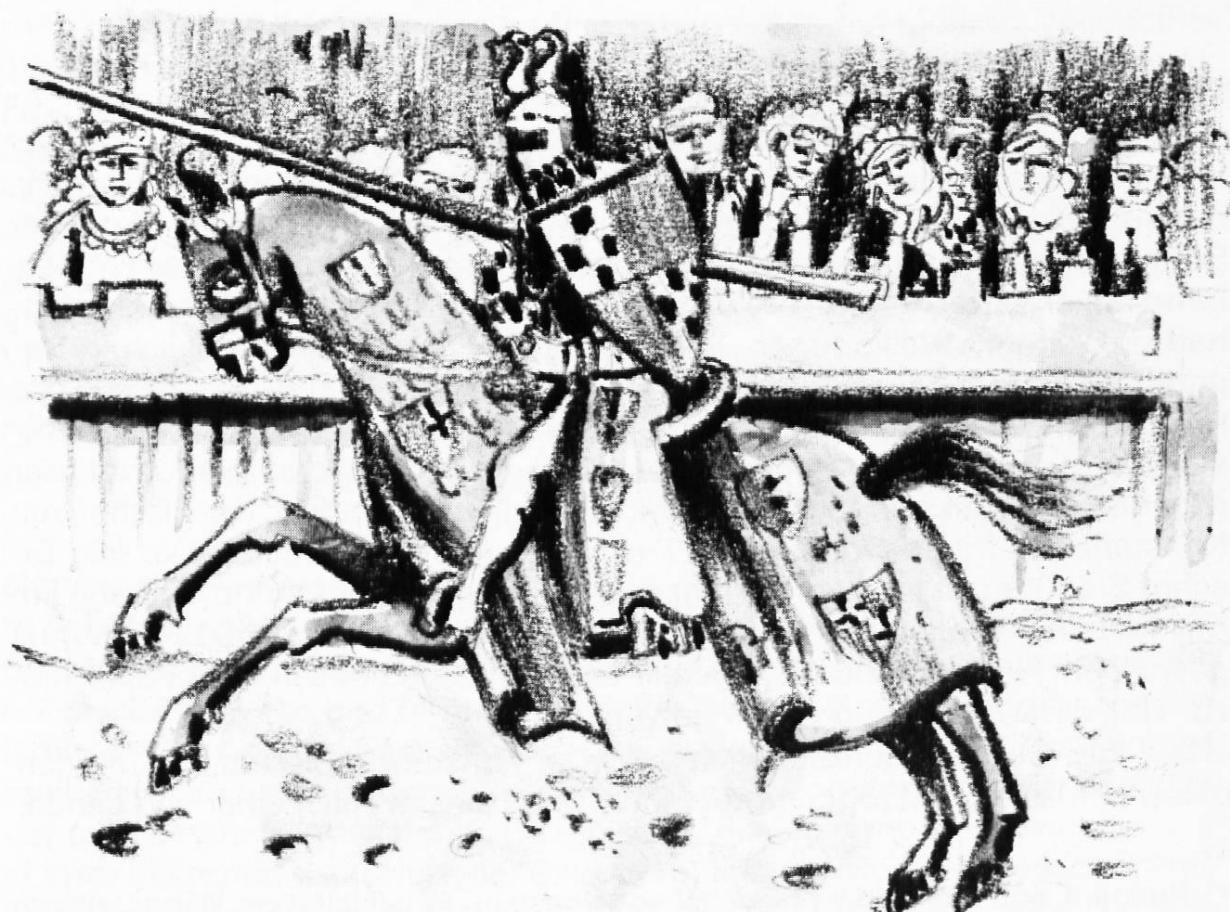
Heute war der grosse Tag. Das Fest wurde durch ein Turnier in der Kaiserburg eröffnet. Im Burghof waren rings der Mauer nach erhöhte Sitze für die Zuschauer errichtet worden, und in der Mitte war Platz gelassen für das Kampfspiel. Ein Sitz war ganz mit Samt ausgeschlagen. Es war der Platz des Kaisers. Gegenüber hatte Freiherrin Guota in Begleitung anderer Edelfrauen Platz genommen. Nun sass sie, über die Brüstung vorgebeugt, und verfolgte gespannt die Spiele.

Manche Lanze war schon gebrochen worden, mancher Ritter aus dem Sattel gehoben, und mancher war halb betäubt vom Kampfplatz weggetragen worden. Der Sieger des Tages war ein Jüngling, dessen Kraft und Gewandtheit sich schon bei manchem Turnier bewährt hatte. – Schon war es auf dem Kampfplatz still geworden. Der aufgewirbelte Staub, der wie eine Wol-

²⁵ Es handelt sich um Heinrich VII., der von 1308 bis 1313 regiert hat. Dann (1314) erfolgte die berühmte Doppelwahl von Friedrich von Österreich und Ludwig dem Bayer.

ke über Kämpfenden und Zuschauern lag, fing an, sich zu verziehen. Schon glaubte man, dass keiner mehr den Mut habe, sich mit dem Kämpfenden zu messen. Da ertönte wieder das Hornsignal. Aller Augen wandten sich nach dem Eingang der Schranken, wo ein grauer Ritter auf einem dunkelgrauen Pferd sich zeigte. Pferd und Reiter waren von gigantischen Formen und boten zusammen mit ihren düstern Farben ein fast unheimliches Bild. Langsam ritt der Unbekannte über den Kampfplatz und blieb vor dem Zelte der Kampfrichter stehen. Dort waren die Schilde der Kämpfenden aufgestellt. Er berührte mit seiner Lanzenspitze den Schild des jungen Siegers. Das war das Zeichen, dass er ihn zum Kampf fordere. Der Jüngling sprang in den Sattel und stellte sich an die Seite des Herausforderers. Beide machten nun zusammen die Runde um den Platz. Der Jüngling ritt einen Andalusier, geschmeidig wie eine Schlange und feurig wie der Blitz. Er hielt nur ungeduldig Schritt mit dem grauen Koloss, der sich schwerfällig wie eine Felsmasse vorwärts bewegte. Ein Kampfrichter überreichte den Rittern nach genauer Prüfung zwei Lanzen von völlig gleicher Beschaffenheit und wies jedem seinen Platz an.

Unter den Zuschauern herrschte eine grenzenlose Spannung. Wer war der Fremde, der es wagte, sich mit dem Unbezwinglichen zu messen? Nun ertönte wieder das Hornsignal. Die Ritter erhoben ihre Schilde, die Pferde fühl-



Der graue Rätier

ten den Sporn und stürzten einander schnaubend entgegen. Der Andalusier durchflog wie Wetterleuchten den Kampfplatz. Der Graue hielt einen mässigen Schritt inne, als ob er es nicht der Mühe wert halte, seine ganze Kraft zu zeigen. Beim Zusammenstoss bog sein Reiter plötzlich den Schild etwas seitlich, und die Lanzenspitze seines Gegners glitt hältlos an der schiefen Stahlfläche ab. Er selbst berührte spielend den Brustharnisch seines Gegners. Die Zuschauer bemerkten den leichten Schlag gar nicht, aber der Ritter merkte daran gut genug, dass er einen tüchtigen Meister der Fechtkunst gegen sich hatte. – Sie kehrten an das Ende der Schranken zurück. Jeder spähte nach dem Gegner, wann er wohl angreifen werde. Plötzlich erhob sich der Graue und erreichte in einem raubtierähnlichen Sprung die Mitte des Platzes. Der Boden erdröhnte unter seinen Hufen. Wieder erhob sich eine Staubwolke in die Luft, ein Klingen, ein Krachen gebrochener Lanzenspitzen, ein dumpfer Schlag, und eine Sekunde darauf rannte der Andalusier, an allen Gliedern bebend, mit leerem Sattel durch den Raum. Aus der Staubwolke schälte sich langsam der Graue mit seinem Reiter heraus. Nicht weit von ihnen lag der Ritter besinnungslos am Boden.

«Der Rätier, der Rätier,» erscholl es unter den Zuschauern, und ein endloser Beifallssturm erhob sich von allen Seiten.

Der graue Reiter wartete unbeweglich, bis man den Besinnungslosen vom Platze weggehoben und ein Knappe verkündet hatte, dass er unverletzt sei. Dann verliess er langsam den Kampfplatz.

Die vazisch-bischöfliche Fehde. 1323.

Der Bischof von Chur hält zu Österreich.

Hufschlag ertönte im Burghof zu Nivail. In seinem Gemach am Palas trat Donat von Vaz an die Lichtscharte. Er sah, wie Ritter von Salis sich aus dem Sattel schwang und mit raschen Schritten dem Palas zueilte. Der Freiherr hatte ihn erwartet. – Die Türe tat sich auf. Donat ging dem Eintretenden lebhaft entgegen. «Willkommen, lieber Salis,» rief er und setzte gleich in fragendem Tone hinzu: «Nachricht aus Chur?» Salis nahm den Helm vom Haupte, gärtete sein Schwert los und legte beides auf die Fensterbank. Er sah nicht danach aus, als bringe er freudige Nachricht. «Unerhört, dieser Montforter,» stiess er endlich hervor. «Rudolf von Montfort, der Bischof von Konstanz?»²⁶ fragte Donat. «Der Fuchs, der,» fuhr Salis fort. «Der alte Bischof Siegfried ist ins Kloster gegangen. Sie sagen, der Montforter habe ihn mit schlauen Ränken dazu gebracht. Jetzt ist er selbst Verwalter des Bistums geworden. – Üble Kunde für Euch, Freiherr,» setzte er nach einer Pause hinzu. «Ihr wisst, er ist Euch nicht gewogen.»

«Ha,» fuhr Donat leidenschaftlich auf. «Der Konstanzer Bischof, der mit den österreichischen Herzögen unter einer Decke steckt! Auch einer von denen,

²⁶ Rudolf II. von Montfort war Bischof von Konstanz. Er behielt diese Würde, amtete aber zugleich 1322–1325 als Bischof von Chur.

die den österreichischen Friedrich, den sie 'den Schönen' nennen, auf dem Thron haben wollen, statt unseres guten Ludwigs von Bayern. – Rätien, Rätien, mein Land, die Entscheidung naht. Auch du wirst dich gegen Österreich wehren müssen, um nicht unter seine Knute zu kommen.»

«Ihr denkt an die Waldstätten, die den Herzog Leopold vor acht Jahren am Morgarten so tapfer geschlagen haben?» fragte Salis. «Ja,» entgegnete Donat. «Nehmen wir ein Beispiel dran.» «Ihr habt die Eidgenossen ja zu Freunden,» warf Salis ein. – «Nie werd' ich bereuen, auch ohne die Einwilligung des Bischofs ein Bündnis mit ihnen geschlossen zu haben.»

Donat und der Bischof haben einen Grenzstreit.

Wenige Tage später war Donat auf dem Heimritt von Davos. Er näherte sich dem kleinen Tobel, das die Grenze zwischen seinem und des Bischofs Besitztum darstellte. Wenigstens war es seiner Meinung nach so. Er wusste wohl, dass man sich noch nie endgültig geeinigt hatte. Bischof Siegfried war ein alter Mann und hatte der Sache nicht mehr viel nachgefragt. – Plötzlich hörte Donat hinter sich Pferdegetrappel und Hundegebell. Durchs Gesträuch brachen Jäger. Allen voran ritt ein Mann in halb weltlicher, halb geistlicher Kleidung. Donat erkannte sofort den Verweser von Chur, den Montforter. Zornesröte stieg in sein Angesicht. Ganz offensichtlich missachtete jener die Grenze und erköhnte sich, auf vazischem Gebiet zu jagen. Mit leichtem Gruss wollte der Bischof an Donat vorbereiten. Der Freiherr aber vertrat ihm den Weg und sagte mit kaltem Spott: «Nimmer hätte ich mir die Ehre träumen lassen, den hochwürdigsten Bischof von Chur auf meinem Jagdgebiet als Gast begrüssen zu dürfen.» – «Die Ehre ist mir nie zuteil geworden, vom Freiherrn von Vazu zur Jagd geladen zu werden, darum jage ich auf eigenem Gebiet,» erwiderte der Bischof, während eine Flamme des Zornes sein Gesicht überflog.

«Ihr habt Glück gehabt,» sprach der Freiherr wieder, auf die reiche Beute zeigend. «Geht nach Hause und wählt ein anderes Mal einen andern Jagdgrund für Eure Jägerlust.»

Wie Blitz und Donner waren Rede und Gegenrede aufeinander gefolgt. Erschrocken standen die Begleiter beider dabei. – Der Freiherr ritt vorüber. Der Bischof sah ihm wutentbrannt nach. Mit Mühe hielten ihn seine Begleiter zurück, dass er ihm nicht nachstürmte und ihn weiter zur Rede stellte.

Donat wird Fehde angesagt.

In der Morgenfrühe des nächsten Tages ertönten drei wuchtige Schläge ans Burgtor. Donat, der eben aus dem Palas trat, blieb gespannt stehen. Der Torhüter eilte zum Tor und öffnete. Ein Reiter hoch zu Ross ritt durchs Tor und hielt sein Tier an. – «Euer Begehr?» fragte der Torhüter. «Botschaft an den Freiherrn von Vaz,» ertönte eine harte Stimme. Donat trat ein paar Schritte vor und winkte mit der Hand zum Zeichen, der Bote möge beginnen.

«Unser allergnädigster Herr, der Bischof Rudolf von Montfort, sagt dem Freiherrn von Vaz Fehde an. Drei Tage habt Ihr Frist.» Hierauf streifte der Bote den Handschuh von seiner Rechten und warf ihn Donat vor die Füsse. Wort-

los nahm dieser ihn auf. – «Wir werden gerüstet sein,» sprach er dann stolz und gemessen. – Der Bote wandte sein Pferd und verliess Burg Nivail.²⁷

Der Krieg

Lauter Waffenschall erfüllte den Burghof und die Umgebung der Burg. Der Freiherr ritt durch die Reihen und musterte seine Mannschaften. Da waren nebstd seinen eigenen Leuten all seine getreuen Ritter aus alten und neuen Zeiten: Ritter Graubart, der sich in einen Weissbart verwandelt hatte, Ritter von Salis, der statt des Saitenspiels etwas ungeschickt die Hellebarde handhabte, die Ritter von Moor, Juvalta, Planta und viele andere, jeder mit seinem Häuflein. Besonders freute den Freiherrn der Anblick der tapfern Schar, die ihm die Waldstätte gesandt hatten.²⁸

Donat zog mit seiner Mannschaft aus und nahm die Marschroute durch das Albulatal und über den Steigrücken nach Davos. Er hatte durch seine Späher erfahren, dass der Bischof seine Truppen im Engadin gesammelt hatte. So lag wie ein Wall eine mächtige Bergkette zwischen ihnen mit den Pässen des Scaletta und Flüela.

Eben zogen die Vazischen an einer steilen Halde vorbei. Da ertönte ein durchdringender Pfiff aus der Höhe, und zugleich sah man einen Mann von fast übermenschlichen Formen den Abhang herunter springen. Sein weißes Haar flatterte im Wind, ein gewaltiger Bart reichte ihm bis an den Gürtel, seine Gestalt war notdürftig durch Schaffelle verhüllt, in den herkulischen Armen schwang er eine halbwüchsige Tanne. Auf einem Felsstück blieb er stehen und spähte hinunter.

«Ulrich,» rief Donats Stimme weithin hörbar, «hierher an meine Seite. So ist es recht, alte Liebe rostet nicht.» Der wilde Mann war mit der Behendigkeit einer Katze neben ihm und sagte auf gut obervazisch: «Es gibt Krieg, edler Herr, da bin ich auch dabei.»

«Ich wusste, dass du kommst, falls du noch lebst,» erwiderte dieser hocherfreut, «Woher weisst du, dass es Krieg gibt?» «Ei, man lebt mitten in der Welt, wenn auch etwas hoch droben, und Salz muss man doch haben.» – Der Freiherr wies Ulrich seinen Platz dicht hinter sich an. Stillschweigend schritt er mit seiner Keule im Arm vorwärts, sah weder nach rechts noch nach links. Nur wenn der Freiherr sprach, schaute er mit einem halb scheuen, halb trotzigen Blick zu ihm auf.

Ohne Zwischenfälle erreichten sie Davos. Hier wurde die Mannschaft untergebracht, so gut es ging, und es begann ein reges Soldatenleben. Der Freiherr behandelte Ulrich wie einen verlorenen und wiedergefundenen Freund. Vor allen Dingen verschaffte er ihm ein Pferd und Kleider. Ulrich hatte die alten Reiterkünste nicht vergessen. Die andern staunten, wie geübt er ritt.

²⁷ Von 1322–1325 dauern die unseligen Fehden zwischen Donat von Vaz und Bischof Rudolf II. von Montfort. Das Kapitel «Von den Bundesgründungen zum Freistaat der Drei Bünde» im Lehrerordner greift dieses Thema auf.

²⁸ Die Kriegsgeschichte zwischen dem Freiherrn und dem Bischof (zuerst Bischof Rudolf II., dann Bischof Ulrich V. Ribi) ist im Vazerkapitel S. 8 dargestellt.



Ulrich der wilde Mann

An Soldatenordnung konnte er sich aber nicht mehr gewöhnen. Er war oft tagelang ohne Erlaubnis abwesend. Nachts schlief er unter einem Baum. – Oft unternahm Donat mit Ulrich zusammen Streifzüge in der ganzen Umgegend, um herauszufinden, wo man sich am besten verteidigen könnte, wenn der Feind käme.

Eines Tages kam Ulrich von einem seiner einsamen Streifzüge zurück. Er erzählte, er sei jenseits der Berge gewesen. Die Hirten hätten ihm gesagt, die bischöflichen Krieger werden bald ihr Lager verlassen und in Davos einfallen. Er, Ulrich, habe am Scalettaberg eine Stelle entdeckt, wo sich die Vazischen gut verstecken und das bischöfliche Heer in den Abgrund sprengen könnten.

Unverzüglich ritt Donat mit Ulrich durchs Dischmatal hinauf, dem Scaletta zu, um die Stelle selbst zu prüfen. Sie kloppen den steilen Bergpfad hinauf. Ulrich liess einen scharfen Pfiff hören. Der Freiherr sah sich verwundert um. «Ich rufe den Adlern, meinen Brüdern,» sagte Ulrich lachend. «Ihr werdet sehen, sie kommen gleich.» In der Tat kreiste bald ein Adlerpaar über ihren Köpfen und antwortete mit heiserem Gekräuze.

Der Freiherr vergass für einen Augenblick ganz den Krieg und die Feinde. Alte Erinnerungen wurden in ihm wach, wie er so mit Ulrich allein in der Bergwelt aufwärts ritt. Er musste an jenen Ritt denken vor vielen Jahren, den er mit Ulrich gemacht hatte, der Albula nach hinauf. Die erhobene Peitsche gegen Ulrichs Mutter kam ihm wieder in den Sinn, der Zorn Ulrichs, dann seine harte Verbannung durch die Freiherrin. Ulrich musste ähnliche Gedanken haben, denn er heftete hin und wieder einen finstern Blick auf den Freiherrn. «Ulrich,» begann dieser, «weshalb bist du damals nicht heruntergekommen aus deiner Verbannung, als ich dich darum bat? Ich wollte dich doch frei machen und dir ein eigenes Gut, Haus und Hof geben.»

«Das hätte ich glauben sollen,» lachte Ulrich bitter.

«Ulrich,» rief der Freiherr aus, «hast du deinen Groll noch nicht vergessen. Sieh, ich habe gefehlt damals gegen deine Mutter, aber auch du hast gefehlt gegen deine Herrin. Ich wollte Unrecht wieder gut machen. Schlag ein! Lass Vergangenes vergessen sein!»

Ulrich erbleichte bei diesen hochherzigen, milden Worten und starre tonlos vor sich hin. In diesem Augenblick rollte aus der Höhe ein Stein herunter. Donat blickte auf. «Ulrich,» sagte er hastig, «dort bewegt sich etwas.»

Ulrich sank zu des Freiherrn Füssen und umklammerte seine Knie. «Herr, sie kommen, sie werden Euch fassen, lebend, wie ich es gewollt. Ich habe Euch an den Feind verraten, um Rache an Euch zu nehmen. Vergebt, vergebt! Wie elend habe ich an Euch gehandelt,» stöhnte er. Plötzlich war ihm das Furchtbare seiner Tat zum klaren Bewusstsein gekommen. Er hatte ja fürher nicht an Donats Güte glauben wollen, hatte sich ganz in seinem Hass verbissen. Donat stiess den Verräter mit dem Fuss von sich und eilte zu seinem Pferd. Blitzschnell sprang Ulrich auf. Ihm war ein Gedanke gekommen. Mit Gewalt riss er dem Freiherrn Helm und Lanze weg, warf ihm dafür sein Schaffell über und drückte ihm seine Keule in die Hand. «Flieht! so werden sie Euch nicht erkennen.» Er selbst setzte sich den Helm auf, schwang sich aufs Pferd und sprengte dem Feind entgegen. Donat besann sich nicht lange. Rasend



Kampf der Vazer gegen den Bischof

ritt er abwärts. Einen Augenblick hielt er inne und schaute zurück. Ulrichs leeres Pferd schoss an ihm vorüber. Er selbst war hoch oben wie ein schwarzer Punkt zu sehen. Also war auch er gerettet; dort hinauf verfolgte ihn kein Feind.

In fliegender Eile erreichte Donat die Seinen auf einer Matte im Dischmatal.²⁹ «Rüstet euch, sie kommen!» Richtig, der Feind sprengte schon heran. Mutig warfen sich ihm die Vazischen entgegen, und bald ergriffen die Bischoflichen die Flucht. «Sieg!» jauchzten Donats Leute.

Aber es galt noch Vorsicht. Schon am nächsten Tag brachte ein Späher die Kunde, die Bischoflichen zögen über den Albula ins Tal nieder, um von der andern Seite auf die Vazischen einzudringen. In Eile machten sich Donats Männer marschbereit, und so rasch es eben auf den schlechten Wegen ging, kehrten sie wieder den weiten Weg oberhalb der Züge zurück. Bei Filisur trafen sie mit den Bischoflichen zusammen. Wie ein Bergsturz fielen sie von der Höhe herab auf die im Tal Geordneten, allen voran der Freiherr mit hoherhobener Waffe. Ihm folgte die berittene Schar mit Helm und Kürass, mit Lanze und Schwert. Das Fussvolk stürmte nach, mit Sensen, Äxten und Dreschflegeln bewaffnet.

Die Schlacht begann. In solchen Augenblicken vergisst der Mensch Gott. Grausam, wie wilde Tiere, stürzten sie aufeinander los. Niemand bemerkte einen einzelnen Mann, der in weiten Sätzen den Bergabhang heruntersprang und sich mit lautem Pfiff in die dichtesten Haufen warf. Er war mit Helm und Lanze versehen wie ein Ritter, aber der Kürass fehlte. Statt dessen trug er ein Schaffell. Arme und Beine waren nackt und rauh wie Eichenrinde. Er brach sich mit Gewalt Bahn bis in die Nähe des Freiherrn und kämpfte an dessen Seite.

Die Bischoflichen wichen nach und nach zurück bis zur Feste Greifenstein. Da entbrannte der letzte Kampf. Donat war immer einer der ersten. Da, plötzlich fiel einer seiner Getreuen zur Rechten, dann einer zur Linken, er stand allein in einem Haufen wütender Feinde. Schon fielen ihre Schwertstreiche auf Helm und Kürass. «Herr, wehret Euch, Ulrich ist da,» schrie plötzlich eine Stimme. Ungestüm hatte sich Ulrich Bahn gebrochen. Er schwang seine Keule im Umkreis. Die Angreifer wichen einen Augenblick zurück. Donats Männer konnten nachdringen. Der Freiherr war gerettet. Ulrich stürzte, aus vielen Wunden blutend, vor Donats Pferd nieder. «O, Herr, vergesst meinen Verrat. Preist mich glücklich, mir ist vergönnt, für Euch zu sterben,» sagte er mit röchelnder Stimme.

Donat biss vor Schmerz die Zähne zusammen. Aber er hatte keine Zeit, sich der Trauer über Ulrichs Tod hinzugeben. Der Kampf tobte weiter, und schliesslich wurden die Vazischen Sieger.

²⁹ Im Sommer 1323 überstiegen die Bischoflichen den Scaletta von Scanfs her. Lukas Guler war der Anführer der vazischen Truppen. Im Dischma kam es zum Gefecht. Noch heute heisst das Schlachtfeld Chriegmatte. Bei Greifenstein-Filisur erleiden die Bischoflichen eine vernichtende Niederlage. Die Vazer Truppen waren durch 1500 Innerschweizer verstärkt.

Um die Feste Greifenstein war es einsam geworden. Donat lehnte an der Mauer und schaute ins Tal hinab. Er kam wie aus einem Fiebertraum zur Besinnung. Ulrich lag tot neben ihm. Vom Burghof her tönte das Stöhnen der Verwundeten und Sterbenden. Die untergehende Sonne beleuchtete das Feld, wo der Hauptkampf stattgefunden hatte. Tote und Sterbende lagen durch- und aufeinander. Hie und da versuchte ein Verwundeter sich aufzurichten und sank hilflos zurück. Herrenlose Pferde rannten in rasendem Lauf übers Feld. Weit herum sah man nichts als zerstampfte Wiesen und Felder. «Das ist der Krieg,» sprach der Freiherr düster.

Ein Reitertrupp sprenge heran, Ritter Weissbart voran. — «Wo ist Ritter von Salis?» fragte der Freiherr. Ein bleicher Mann ritt aus dem Kreis der Ritter hervor. Er hielt sich mühsam zu Pferd und erhob mit wehmüdig-trüber Miene die Hand. Die Hand, die so schön die Leier zu spielen verstanden hatte, war verstümmelt.

«Wo ist der Ritter von Marmels?» — «Frage nicht.» «Die Ritter von Moor, von Juvalt?» Niemand antwortete.

«Fort von hier,» rief Weissbart. «Kommt und freut Euch des Sieges; ganz Rätien jauchzt Euch zu, dass Ihr es von der österreichischen Gefahr befreit habt. Noch in ferner Zukunft wird man die Freiherren von Vaz ehren.»

Er schwieg betroffen. Allen war bei diesen Worten der Gedanke gekommen, dass ja Donat der letzte Vazer sei und nach ihm sich keiner mehr der Macht erfreuen könne. Donat aber erhob sich zu seiner ganzen Höhe und rief ins Land hinaus: «Ich schwöre euch, nicht umsonst sollen all diese Treuen gefallen sein. Für mein Geschlecht hat dieser Sieg keinen Wert mehr, ich bin der letzte meines Stammes. Alles, was ich in meinem Leben für mein Volk getan habe und auch dieses Letzte lege ich ihm bei meinem Scheiden als Erbe in die Hand. Nie mehr werden rätische Völker sich Österreich beugen müssen. Sie werden, wie die Waldstätte, aus ihrer Mitte selber Führer wählen und sich als freies Volk selbst regieren.»

Damit bestieg auch er sein Pferd und wendete sich mit seinen übriggebliebenen Getreuen dem Heimweg zu.³⁰

Donats Tod.

Mehrere Jahre waren vergangen.

Donat von Vaz lag im Sterben. — «Willkommen, Tod,» sprach er. «Hast recht, fälle den alten Baum und lass die junge Saat aufspriessen.»

«Sprich nicht so,» erwiderte Freiherr Johann, der an seinem Lager sass. Er hatte ihm ein Tränklein gemischt, das er selbst nach einem alten Rezept zubereitet hatte. «Du kannst wieder gesund werden.»

«Lass mich sterben; mein Werk ist vollbracht. Ich will nicht länger leben,» sagte Donat matt.

³⁰ Das Kriegsglück des Vazers hat sich dann aber gewendet. Die realistische Darstellung findet sich ebenfalls im Vazer-Kapitel S. 8.

Das Bild des letzten Vazers wird durch die legendenhaften Darstellungen und durch die Stimme des Historikers im Vazer-Kapitel S. 15–17 relativiert.

In diesem Augenblick liessen sich vom Burghof herauf Pferdehufe vernehmen. Bald darauf betraten die Ritter aus der Nachbarschaft das Zimmer und umstanden des Freiherrn Sterbelager.

Noch einmal raffte sich der Sterbende auf. «Ihr Freunde,» sprach er mit leise zitternder Stimme, «ich habe euch rufen lassen. Wer im Leben mein Freund war, soll es im Tode auch sein. Ich möchte zu euch ein letztes Wort reden. Hört: Gott, der Herr, will nicht, dass es Herren und Knechte gibt. Er hat alle Menschen zu gleicher Freiheit erschaffen. Wir aber haben das Recht verkehrt. Wir Starken haben die Schwachen zu Knechten gemacht. Auch meine Vorfahren, die Freiherren von Vaz, haben, ob sie es wussten oder nicht, auf diese Art unrecht getan. Ich sehe aber eine Zeit kommen, wo diese Unge rechtigkeit aufhören wird, wo alle Brüder sein werden, wo es keine Leib eignen mehr geben wird. Geht und sagt den Menschen die letzten Worte des Freiherrn von Vaz.»

Mit diesen Worten sank Donat von Vaz zurück und hauchte seine Seele aus. Freiherr Johann setzte sich still an sein Lager. Er wusste, dass auch er nicht mehr lange zu leben haben werde. Die Ritter verliessen das Gemach und ritten ernst und nachdenklich ihren Burgen zu.³¹

³¹ Das Todesjahr Donats ist nicht eindeutig bekannt: 1337 oder 1338.

Über die Grabstätte der Vazer lesen wir im Schulblatt 84/85 Nr. 1, S. 8–12. Im selben Schulblatt finden wir auch einen Bericht über die Ausgrabungen auf Nivagl.